



Daniel Neumann

Die 10 Gebote. Weisungen für eine bessere Welt

Kennen Sie die 10 Gebote? Was für eine Frage! Denn wer kennt sie nicht? Schließlich meinen immerhin gut zwei Drittel der Deutschen, dass sie die 10 Gebote als verbindlich für ihr alltägliches Leben betrachten würden. Beeindruckend, oder?

Bei genauerem Hinsehen verblasst das farbenfrohe Bild allerdings etwas: Denn viele Befragte kannten nur wenige populäre Gebote - wie etwa das Mordverbot - oder erklärten freimütig, manch andere als unbedeutend zu erachten. Nichtsdestotrotz scheint der Dekalog auch heute noch eine nicht unerhebliche Wirkung auf die Menschen zu haben. Und das dürfte vor allem daran liegen, dass in dieser Zusammenstellung Gesetze, Vorschriften und Wertvorstellungen enthalten sind, die schon bei ihrer Entstehung vor gut 3300 Jahren elementare Grundlagen für eine zivilere, humanere, freiere Gesellschaft bereithielten.

Es sind also genau genommen 10 Weisungen für eine bessere Welt.

Und das ist Grund genug, sich nach der heutigen Einleitung auch in jeder der kommenden 10 Artikel mit jeweils einem der 10 Gebote zu befassen und sie einmal aus jüdischer Perspektive zu beleuchten.

Bevor wir allerdings ins Detail gehen, sollten wir uns noch einmal kurz vergegenwärtigen, was der Dekalog eigentlich ist und woher er kommt: Laut der Erzählung im 2. Buch

Moses sind die 10 Gebote dem Volk Israel nach seinem Auszug aus Ägypten von G"tt höchstpersönlich übermittelt worden. Inmitten der Wüste und in einem einmaligen, spektakulären Offenbarungsakt. Begleitet von beispiellosen Phänomenen verkündete der Ewige das Zehnwort und verewigte es später auf zwei steinernen Tafeln, die Moses dem Volk als Zeichen des Bundesschlusses vom Berg Sinai herabbrachte. (2. Buch Moses 20:1)

Jede der Tafeln enthielt 5 Gebote. Die erste Tafel beinhaltete die Betonung des einen und einzigen G"ttes, das Verbot anderen G"ttern zu huldigen, das Verbot G"ttes Namen zu missbrauchen, das Gebot der Heiligung des Shabbat und das Gebot, Vater und Mutter zu ehren.

Auf der zweiten Tafel befanden sich in knapper und klarer Sprache folgende Gebote oder genauer gesagt Verbote: morde nicht, begehe keinen Ehebruch, stiehl nicht, lüge nicht und begehre nicht deines nächsten Haus, Frau, Magd, uns so weiter.

So eindringlich die direkten und präzisen Formulierungen schon damals wirken mussten, stellt sich die Frage, warum die Gebote eigentlich im Singular gehalten sind, wo sie doch an eine Vielzahl von Menschen gerichtet waren? Der Midrasch erklärt dies damit, dass jeder Einzelne sich betrachten müsse, als seien ihm selbst die Gebote gegeben worden, damit er sie erfülle. Er könne sich nicht darauf zurückziehen, dass alle anderen die Gebote auch ohne ihn halten könnten. Stattdessen sei ein jeder in der Pflicht, ein jeder sei wichtig, ein jeder trage Verantwortung.

Warum aber wurden die Vorschriften nicht auf einer Tafel verewigt? Warum bedurfte es derer zwei? Dafür gibt es mehrere Gründe: zum einen hätte man bei *einer* Tafel mit 10 Gesetzen eine qualitative Rangfolge vermuten können. Man hätte das erste Gebot für das Wichtigste und das letzte für das Unbedeutendste halten können. Indem es allerdings zwei Tafeln gab, wurde eine Balance hergestellt zwischen den Inhalten beider Tafeln. Das heißt also, dass sie gleichwertig und gleich wichtig sind!

Zum anderen eröffnet gerade dieser Gedanke eine tiefgründige Einsicht: Die Gesetze, die das Verhältnis des Menschen zu seinem Schöpfer betreffen und diejenigen, die das Zwischenmenschliche regeln, sind nicht nur sorgsam ausbalanciert, sondern bedingen einander. Spiritualität und Weltlichkeit, G"ttesfurcht und Gesetzestreue, Torastudium und Mitmenschlichkeit. Das wahre Leben braucht den Ausgleich, die Balance, das richtige Maß. Und eben das wird durch die zwei ebenbürtigen Tafeln symbolisiert.

Die Tafeln des Bundes über dem Toraschrein mit ewigem Licht in der Dohany-Synagoge in Budapest. Das Titelfoto zeigt ebenfalls die Dohany-Synagoge mit den Gesetzestafeln auf dem Giebel. Fotos: HGVorndran



Nicht unumstritten war seit jeher die Frage, welchen Stellenwert der Dekalog im Verhältnis zu den übrigen Gesetzen besitzt. Denn einerseits gilt in der jüdischen Tradition das Prinzip, dass alle Ge- und Verbote des Ewigen gleichrangig zu behandeln seien und man sich davor hüten sollte, manche als wichtiger und andere als weniger wichtig einzuordnen. Andererseits waren es eben gerade die 10 Gebote und nicht die übrigen 603, deren Offenbarung auf den zwei Bundestafeln ihre Verewigung erfuhr und die schließlich ihren Platz im heiligsten Ort des Tempels von Jerusalem gefunden haben. Die also ganz offenbar eine andere Bedeutung erhalten sollten, als der übrige Gesetzeskanon.

Einen Hinweis zur Lösung des Dilemmas bietet die wörtliche Übersetzung aus dem hebräischen Originaltext. Dort ist nämlich gar nicht von „10 Geboten“, sondern genau genommen von zehn Worten, zehn Äußerungen oder zehn Verlautbarungen die Rede. Die Rabbinen erklären deshalb, dass es sich in Wahrheit um zehn Kategorien handele, unter die sämtliche Gebote der Tora subsumiert werden könnten. Es seien zehn fundamentale Prinzipien, die alle anderen Ge- und Verbote umfassen würden. Die 10 Worte beinhalten demnach die Essenz des Judentums.

Warum aber, fragten unsere Weisen, fand die Offenbarung eigentlich in der Wüste statt? Warum im Nirgendwo, an einem Ort, der geografisch selbst heute nur schwer zu bestimmen ist? Warum nicht erst im Lande Israel?

Genau deswegen! Denn ebenso, wie die Wüste niemandem gehört, gehören auch die zentralen Lehren der Tora keinem Einzelnen. Sie sind einem jeden gegeben, an einem Ort, der für jeden zugänglich war. Den Bund geschlossen und die Verantwortung auf sich genommen haben zwar die Menschen, welche die Offenbarung erlebt und sich zu dem Gesetz bekannt haben. Die darin enthaltenen Lehren allerdings beanspruchen universelle Geltung!

Bemerkenswert ist schließlich, dass es sich bei der Offenbarung und dem Bundesschluss am Berg Sinai um einen demokratischen Vorgang zwischen dem Ewigen und den Menschen handelte. Vergleicht man dieses Bündnis mit den aus Babylon oder Ägypten bekannten Verträgen zwischen Individuen; oder vergleicht man es mit den asymmetrischen Bündnissen zwischen Herrschenden und Untergebenen, die oftmals mit Macht oder durch Gewalt erzwungen wurden, so erscheint der Bund zwischen dem Ewigen und dem Volk Israel historisch vollkommen einzigartig. Es war eine beispiellose Allianz auf Augenhöhe, in der alle Anwesenden zu G“ttes Partnern bei der Vervollkommnung der Welt wurden, wie die Rabbinen es beschreiben. Alle. Individuell und kollektiv.

Um den umfassenden, demokratischen Charakter des Bundes noch zu betonen, spricht G“tt alle Anwesenden direkt an. Und während die Tora in allen anderen Fällen explizit formuliert, wen G“tt jeweils anredet - etwa Abraham, Jakob oder Moses - verkündet er das Kernstück des Bundes gegenüber Jedermann. Gegenüber Mann und Frau, Jung und Alt, Klein und Groß, Jude wie Nichtjude. Alle, die gemeinsam mit den Kindern Israels aus Ägypten ausgezogen waren und sich nun am Fuße des Berges inmitten der Wüste versammelt hatten, wurden Zeugen der übernatürlichen Ereignisse, die in der g“ttlichen Verlautbarung gipfelten.

Moses, der auf G“ttes Befehl bereits zuvor den Berg erklimmen hatte, wurde sogar unmittelbar vor der Offenbarung wieder zurückgeschickt! Er sollte herabsteigen, um sich zu seinem Volk zu gesellen. Er sollte inmitten der Kinder Israel weilen, während sie gemeinsam das Zehnwort vernahmen.

G“tt bekräftigte damit zum wiederholten mal die Gleichheit aller Menschen. Er macht keinen Unterschied zwischen Geschlecht, Alter, Herkunft, Aussehen oder Intellekt. Selbst Moses, von dem es später heißt, dass er von Angesicht zu Angesicht mit G“tt gesprochen habe und der als größter Prophet Israels in die Geschichtsbücher einging, war während der einzigartigen g“ttlichen Offenbarung nur Einer unter Vielen. Ein Gleicher unter Gleichen.

Doch damit nicht genug: Der Umstand, dass das gesamte Volk Zeuge der Offenbarung geworden ist, macht außerdem deutlich, dass es sich bei dem jüdischen Gesetz nicht um einen Kodex für die Eliten handelt. Es ist kein Werk, das nur einer exklusiven Gruppe zugänglich ist, das nur die Angehörigen eines bestimmten Standes verstehen oder das nur einem auserwählten Zirkel vorbehalten ist. Ganz im Gegenteil! Es soll von jedem Einzelnen studiert, gelernt und gelebt werden. Es muss zu einer Energiequelle werden, aus der ein jeder schöpfen kann.

Dann und nur dann kann die Tora ihren eigentlichen Zweck erfüllen und ein heiliges Volk hervorbringen. Ein Volk von Priestern, in dem jeder einzelne ein Priester ist, weil niemand über dem anderen steht und alle an einem gemeinsamen Ziel arbeiten: die Welt an der Seite G“ttes zu vervollkommen.

Die wesentlichen Prinzipien und Weisungen, um diese Vision Wirklichkeit werden zu lassen, stehen im Zentrum der Tora. Sie wurden in Stein gegraben und haben die Jahrtausende überdauert, ohne ihre Faszination und ihre Bedeutsamkeit einzubüßen. Sie sind uralte und gleichzeitig brandaktuell. Und sie sind ein Wegweiser, diese Welt zu einem besseren Ort zu machen.

Das 1. Gebot. Ich bin Dein G“tt

„Ich bin der Herr, Dein G“tt, der Dich aus dem Lande Ägypten geführt hat, aus dem Sklavenhause“ (2. Buch Moses 20:2) Mit diesen Worten beginnt eine universelle Werteordnung, die unabhängig von gesellschaftlichen Stimmungen und politischen Entwicklungen einen eindeutigen ethischen Rahmen festlegt. Ein Moralgesetz, das seine umfassende und zeitlose Wirkung der Tatsache verdankt, dass es von G“tt offenbart wurde und nicht menschlicher Kreativität entstammt. Ein Kodex, der uns mit wenigen simplen Vorschriften den Weg in eine bessere Welt ebnet soll.

Bei genauerem Hinsehen ist die Sache allerdings alles andere als simpel. Vor allem stellt sich gleich zu Beginn die Frage, ob es sich bei dem ersten sogenannten „Gebot“ überhaupt um ein Gebot handelt? Klingt das zu verwirrend? Dann klären wir mal auf: Christen und Juden etwa zählen die 10 Gebote unterschiedlich. Und während Christen davon ausgehen, dass der erste Satz nur eine Präambel, also



eine Einleitung, darstellt, begreifen Juden diesen bereits als ein erstes, eigenständiges und elementares Gebot. Freilich: Obwohl diese Sichtweise bereits im Talmud ihren Ausdruck fand, wurde die Frage auch von unseren Weisen lange Zeit unterschiedlich beantwortet, bis sich die heutige Ansicht schließlich durchgesetzt hat.

Dabei spricht der hebräische Originaltext überhaupt nicht von Geboten. Dort ist stattdessen von den „Asseret HaDwarim“, also den zehn Verlautbarungen oder Äußerungen die Rede. Eine solche Verlautbarung kann ein Gebot beinhalten oder auch zwei oder auch drei. Sie muss es aber nicht notwendigerweise. Allein deswegen schon ist die Frage mit Blick auf den Originaltext gar nicht ohne weiteres zu beantworten. Vor allem aber ist sie weniger drängend. Dennoch gab es durchaus Kontroversen über den Inhalt und den Charakter der jeweiligen Verlautbarungen, während die grundsätzliche und überragende Bedeutung der 10 Äußerungen nie in Abrede gestellt worden ist.

Eine umfassende Diskussion entspann sich deshalb nicht nur um die Frage, ob der Satz „Ich bin der Herr, Dein G“tt“ überhaupt ein Gebot beinhaltet, sondern auch darum, was wohl der Inhalt dieses Gebots sein könne.

Maimonides, der wohl bedeutendste jüdische Gelehrte und Philosoph, betrachtete den ersten Satz als das erste, als das grundlegendste Gebot überhaupt und außerdem als Basis des Glaubens an G“tt. Nachmanides hingegen erwiderte wenige Jahrzehnte später, dass der Glaube zweifellos eine Grundvoraussetzung des Verhältnisses zwischen Mensch und G“tt sei. Dass gleichzeitig aber schon der Wortlaut der ersten Verlautbarung gegen den Gebotscharakter spreche. Stattdessen handele es sich um ein Faktum und nicht um eine Vorschrift mit verbindlichem Inhalt.

Der spanisch-jüdische Gelehrte Hasdai Crescas meinte dazu, dass ein Zirkelschluss vorläge, wenn man davon ausgehen wolle, dass der Ewige einem befehlen könne, an ihn selbst zu glauben. Denn entweder glaube man nicht an G“tt. Dann helfe auch kein Gebot. Oder man glaube eben doch an den Ewigen. Dann aber bedürfe es keines ausdrücklichen Gebotes mehr. Ein g“ttliches Gebot, an G“tt zu glauben, sei deshalb schlicht unlogisch.

Der jüdische Philosoph Isaak Abrabanel hingegen konkretisierte die Idee von Maimonides im 15. Jahrhundert und erklärte, dass es nicht darum gehe, den Glauben an G“tt einzufordern, sondern sich dem Ewigen durch das Studium, das Nachforschen und durch philosophisches Denken zu nähern.

Schließlich löste der Malbim, ein angesehener Tora-Kommentator des 19. Jahrhunderts, den vermeintlichen Widerspruch in Maimonides Logik auf. Diesem sei es nicht darum gegangen, aus der 1. Verlautbarung ein Gebot des Glaubens an G“tt herauszulesen. Stattdessen sei es ihm um Kenntnis und Wissen der Existenz und des Wesens des Ewigen gegangen. Hier reiche der simple, einfache und unkultivierte Glaube nicht mehr aus. Vielmehr bedürfe es eines komplexeren Verständnisses, eines umfassenderen Wissens und eines geschulten und anspruchsvollen Verstandes, um das Wesen und die Existenz G“ttes begreifen zu können.

Der Talmud und die herrschende Meinung gehen deshalb davon aus, dass wir es hier mit einem eigenständigen und

fundamentalen Gebot zu tun haben, welches uns neben der Anerkennung des Ewigen die Erlangung eines umfassenden Wissens um G“tt abverlangt.

Damit sind wir allerdings noch lange nicht am Ende. Denn der erste Satz der 10 Äußerungen hat noch viel mehr zu bieten: So stellten schon unsere Weisen die Frage, weswegen G“tt als derjenige beschrieben wird, der die ehemaligen Sklaven aus dem Land Ägypten herausgeführt hat und nicht als derjenige, der die Welt erschaffen hat? Wäre es nicht viel eindrucksvoller gewesen, wenn sich G“tt als Schöpfer des Universums, der Welt und allen Lebens vorgestellt hätte?

Ja und Nein. Zwar mag die Weltschöpfung das imposantere Ereignis gewesen sein, doch der Auszug aus Ägypten war dafür das unmittelbarere. Kein einziger der Menschen, die am Berg Sinai versammelt waren und die g“ttliche Offenbarung erlebt haben, hat die Weltschöpfung persönlich miterleben oder bezeugen können. Aber jeder Einzelne, von Klein bis Groß, hat die Plagen in Ägypten beobachtet und die Wunder erlebt. Jeder Einzelne hat das g“ttliche Eingreifen und die Fürsorge für die Geknechteten am eigenen Leib erfahren.

Es ging also einerseits um die Glaubwürdigkeit G“ttes. Dem anwesenden Volk, das hunderte von Jahren in einer polytheistischen, heidnischen Kultur verbracht hatte, musste nochmals in aller Deutlichkeit vor Augen geführt werden, dass dieser sich nun offenbarende G“tt derselbe war, der sie aus der Knechtschaft befreit hatte. Der G“tt ihrer Väter. Der Ewige und Einzige.

Andererseits war es eine Botschaft, welche in jeder Generation nachhallt. Durch diese Selbstbeschreibung macht der Ewige unmissverständlich klar, dass er ein persönlicher G“tt ist, der sich um die Belange seiner Geschöpfe kümmert. Es ist der krasse Gegenentwurf zu der G“ttesvorstellung des griechischen Philosophen Aristoteles. Dieser nahm zwar an, dass es einen sogenannten „unbewegten Beweger“ gegeben haben müsse, der am Anfang aller Dinge stand. Gleichzeitig verwarf er allerdings die Vorstellung, dass der Schöpferg“tt in der Lage gewesen wäre, mit seiner Schöpfung in Verbindung zu treten.

Es ist also die demonstrative Zurückweisung theistischer Vorstellungen, die zwar einen Schöpfer annehmen, jedoch nicht daran glauben, dass dieser sich auch nur im Entferntesten um das Schicksal seiner Schöpfung schert. Der G“tt der Hebräischen Bibel dagegen ist vollkommen anders. Er ist persönlich erfahrbar, er nimmt Anteil und er sorgt sich um die Menschen. Und das betont er hier ein für allemal.

In diesem Zusammenhang weisen die Rabbiner darauf hin, dass gleich das 1. Wort, welches im hebräischen Originaltext verwendet wird, überraschenderweise gar kein hebräisches Wort ist, sondern ein ägyptisches! Warum, so fragen sie, benutzt der Schöpfer ein ägyptisches Wort, um sich vorzustellen? Der Grund ist folgender: G“tt nutzt während seiner Vorstellung und zu Beginn seines monumentalen Kodex eben jene Sprache, an die die Kinder Israels durch ihren langen Zwangsaufenthalt in Ägypten gewöhnt waren. Es ist sein Weg, um eine Annäherung zwischen den ehemaligen Sklaven und ihm selbst zu erleichtern. Er beginnt mit einem ihnen bekannten Wort, um auch sprachlich eine Vertrauensbasis zu schaffen.

Doch warum begnügt er sich nicht damit, den Menschen mitzuteilen, dass er sie aus Ägypten geführt hat? Weshalb betont er in einem Halbsatz, dass es sich um ein Sklavenhaus gehandelt habe? Als ob diejenigen, die gerade aus der Jahrhunderte währenden Knechtschaft befreit worden waren, dies nicht selber gewusst hätten!

G“tt tat es, weil er den Menschen nur zu gut kennt und deshalb weiß, wie schnell Dankbarkeit verblasst. Wie schnell man das Gute vergisst, das einem zu Teil geworden ist und stattdessen das Schlechte betont. Und gleichzeitig: Wie leicht man seine gegenwärtige Situation beklagt, während Erinnerungen an dunkle geschichtliche Perioden beschönigt und romantisiert werden.

G“tt jedenfalls weiß, wovon er spricht. Denn nur kurze Zeit nach der Befreiung aus der ägyptischen Sklaverei, begann das Volk zu klagen. Weil es kein Wasser gab, weil es kein Essen gab, weil in Ägypten alles besser war. Und obwohl der Ewige die Kinder Israels während der langen Zeit in der Wüste mit Nahrung versorgte, nörgelten sie doch wie unzu-

friedene Kinder und sehnten sich in verklärter Erinnerung nach den sprichwörtlichen „Fleischtöpfen Ägyptens“.

Bei einer nüchternen Betrachtung der Realität und einem ungeschminkten Blick auf die Vergangenheit hätten die Israeliten eigentlich vor Dankbarkeit und Glücksgefühl platzen müssen. Doch der Mensch ist nun einmal so, wie er ist. Und Dankbarkeit ist eine Empfindung, die meist zu schnell vergeht, wenn sie nicht beständig gehegt und gepflegt wird. Eben deshalb bedurfte es der ausdrücklichen Erwähnung gerade im 1. Gebot. In der frommen Hoffnung, dass wir alle irgendwann verstehen, dass Dankbarkeit der wahre Schlüssel zu persönlichem Glück ist. Denn wer, wenn nicht der glückliche Mensch, macht die Welt wohl zu einem besseren Ort?

Daniel Neumann ist Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde Darmstadt und Direktor des Landesverbandes Jüdischer Gemeinden in Hessen

Wird in den nächsten Ausgaben der BlickPunkte fortgesetzt.

Edith Lutz

Es tanze das Land, es tanze die Erde

Ein ungewöhnlicher Lobgesang zum Pessachfest

Die Diskussion ist nicht neu. Seit Jahrzehnten wird um die richtige Übersetzung gerungen. Gemeint ist Vers 7 aus Psalm 114 – ein Psalm aus der Hallel-Gruppe, auch Ägyptisches Hallel oder Pessach-Hallel genannt, da er am Sederabend des Pessachfestes gesprochen, bzw. gesungen wird. In der Lutherbibel beginnt der Vers: *Vor dem Herrn erbebe, du Erde (...)*.

Die Redaktion der revidierten Einheitsübersetzung entschied sich für eine Änderung. Statt zu erbeben, wird die Erde zu tanzen aufgefordert. Sie folgt dem Beispiel der 2006 erschienenen

Bibel in Gerechter Sprache. Hier heißt es: *Tanze, Erde, im Angesicht des Herrn (...)*.

Keine Frage, es macht einen Unterschied, ob die Erde – es könnte auch das „Land“ gemeint sein (Äräts“, „Erde“, „Land“) – erbeben oder tanzen soll. Wie kommt es zu diesen unterschiedlichen Meinungen? Die Ursache liegt in der Mehrdeutigkeit des hebräischen Verbs (chul), das sowohl „sich im Kreise bewegen“ bedeuten kann, „wirbeln“, „drehen“, „winden“, aber auch „kreißen“ oder „beben“. Welche Form die Übersetzung aufgreift, muss dem Kontext entnommen und kann häufig nur geahnt werden. Möglicherweise hat der Dichter auf eine Mehrdeutigkeit anspielen wollen. Vielleicht dachte auch Martin Buber an eine Mehrdeutigkeit, wenn er übersetzt: *Vorm Antlitz des Herrn winde dich Erde (...)*.

In der Kreisformation von Tänzerinnen äußert sich die Symbolik des Kranzes. Und gewunden wurden nicht nur die Kränze für die Reigentänze. Auch die Bewegungen können Windungen sein (ein altes deutsches Kinderreigenlied, „Wir woll’n den Kranz winden“, erinnert daran). Reigentänze

waren im alten Orient sehr beliebt, davon legt auch die Bibel Zeugnis ab. Sie wurden zur Freude über die gelungene Ernte aufgeführt, zur Freude über einen errungenen militärischen Sieg, zu Hochzeiten oder aus anderen feierlichen Anlässen. Nicht selten dienten die freudigen Tänze der geschlechtlichen Anwerbung, jedoch wurde nach Geschlechtern getrennt getanzt und auch der Charakter der Tänze – ihre Schrittformen und Körperfiguren – war geschlechtsspezifisch. Der männliche Tanzcharakter äußerte sich in Senkrechtbewegungen, wie das federnde Hüpfen (vergleichbar der palästinensischen Debka, die heute aber auch von Frauen getanzt wird). Rundende Bewegungen dagegen sind typisch für den orientalischen Frauentanz, heute wie in biblischer und vorbiblischer Zeit. „Winden“ könnte sich demnach auch auf eine körperbezogene Tanzfigur beziehen. Das am häufigsten gebrauchte Wort für den weiblichen Tanz in der Bibel – für Tanz überhaupt – (ein Erbe des Matriarchats? Der Göttinnenverehrung?) ist das Verb „chul“¹.

Auch wenn auf dem ersten Blick nicht sichtbar, kann jede Zeile des Psalms in irgendeine Verbindung mit Tanz gebracht werden.

Man könnte sagen, das Wortfeld „tanzen“ durchzieht den ganzen Psalm. Die Eingangsworte „Als Israel auszog aus Ägypten“ führen gleichzeitig in das Tanzfeld ein; denn mit dem he-

Kinderreigen von Hans Thoma, 1872, Public Domain

